

Auszug aus dem Buch

**„Unsere Wunden kann die Zeit nicht heilen
Was der NSU-Terror für die Opfer und Angehörigen bedeutet“**

Barbara John (hrsg.)

In Zusammenarbeit mit Vera Gaserow und Taha Kahya

bpb Bundeszentrale für politische Bildung

Schriftenreihe

Band 1515

Abdulkerim Şimşek, Sohn von Enver Şimşek, erzählt...

„Ohne meine Religion wäre ich in Hass versunken“

Enver Şimşek

Am Nachmittag des 9. September 2000, einem Samstag, wird der 38-jährige Blumenhändler Enver Şimşek blutüberströmt in seinem Mercedes-Lieferwagen in einer Parkbucht in Nürnberg gefunden. Zwei unbekannte Täter, so urteilen die polizeilichen Ermittler wenig später, haben ihn neben seinem mobilen Blumenverkaufsstand mit acht Schüssen »regelmäßig hingerichtet«. Enver Şimşek stirbt zwei Tage später im Krankenhaus, ohne das Bewusstsein wiedererlangt zu haben. Die Schüsse, die ihn töteten, stammen aus einer Waffe des Typs Ceska 83, Kaliber 7,65. Noch ahnt niemand, dass mit derselben Waffe in den folgenden Jahren acht weitere Geschäftsleute mit türkischen und griechischen Wurzeln ermordet werden. Enver Şimşek ist das erste Opfer einer beispiellosen Mordserie, die in den Medien schon bald als »Dönermorde« bezeichnet wird.

Die Polizei verdächtigt zunächst Şimşeks Ehefrau des Mordes aus Eifersucht. Als sich der Verdacht gegen die Familie nicht erhärten lässt, vermuten die Ermittler Streitigkeiten im Drogenmilieu und kriminelle Strukturen hinter der Tat – ohne dafür einen einzigen Anhaltspunkt zu finden. Ein fataler Verdachtskreislauf, der sich bei jedem der dann folgenden Morde des sogenannten NSU stereotyp wiederholen wird. Hinweisen von Zeugen, die am Tatort zwei Männer in Radlerkleidung bemerkt hatten, geht die Polizei ebenso wenig nach wie der Frage nach einem ausländerfeindlichen Hintergrund der Tat.

Enver Şimşek war 1986 aus seiner türkischen Heimat nach Deutschland eingewandert. Er arbeitete zunächst in einer Fabrik und machte sich dann erfolgreich mit einem Blumengeschäft und -großhandel im hessischen Schlüchtern selbstständig. Am Tag seiner Ermordung stand er eher zufällig mit seinem Transporter in Nürnberg. Er hatte für drei Wochenenden die Vertretung eines seiner Angestellten am Blumenverkaufsstand übernommen. Enver Şimşek war verheiratet und hinterließ eine Tochter und einen Sohn.

»Ohne meine Religion wäre ich in Hass versunken«

Abdulkerim Şimşek, Sohn Enver Şimşeks, erzählt

Meine Kindheit endete genau eine Woche nach meinem 13. Geburtstag, am 9. September 2000. Das ist der Tag, an dem es passierte. Ich lebte zu der Zeit nicht bei meinen Eltern, sondern in einem Internat im Saarland. An jenem Tag kam ein Lehrer mit einem Zugticket auf mich zu geeilt. Ich sollte sofort nach Nürnberg fahren. Es wäre irgendetwas mit meinem Vater. In Nürnberg holte mich mein Onkel vom Bahnhof ab und erklärte, mein Vater habe eine kleine Schlägerei gehabt. Nichts Schlimmes. Komisch, habe ich mir gedacht. Wegen einer Schlägerei holen die mich doch nicht hierher. Da habe ich zum ersten Mal Angst gekriegt. Aber ich ahnte noch nicht, dass meine Sicht der Welt von nun an eine andere sein würde. Ich wurde von einem Tag auf den Tag erwachsen.

Nach der Ankunft in Nürnberg führen wir ins Krankenhaus. Da habe ich dann meine Mama gesehen. Sie war total aufgelöst, hat nur geweint. Um sie herum die Verwandten. Alle schluchzten. Da wusste ich, es ist etwas Schlimmes passiert. Irgendwann durften wir dann zu meinem Papa. Meinen Vater dort auf der Intensivstation zu sehen, war der schlimmste Moment in meinem Leben. Er lag im Koma und war schrecklich zugerichtet. Acht Kugeln hatten ihn getroffen, davon mehrere im Gesicht. Ich habe die Schusswunden gesehen. Sie hatten sein Gesicht zerstört. Ich war dabei, als die Ärzte unserer Familie schließlich sagten: Wahrscheinlich überlebt er nicht.

Können Sie sich vorstellen, wie das ist für ein Kind von 13 Jahren? Für mich war es einfach undenkbar, dass mein Vater nie wiederkommt. Ich glaubte, gleich würde er wieder aufstehen und alles wäre gut. So wie vorher. Dann würde ich wieder mit ihm angeln gehen oder ihm beim Grillen helfen.

Nach zwei Tagen ist mein Papa gestorben und die Geräte wurden abgestellt. Sein Anblick im Krankenbett und die Bilder, wie wir ihn wenig später in der Türkei beerdigt haben, das sind die letzten Erinnerungen, die ich an meinen Vater habe.

Bis dahin waren wir eine glückliche Familie. Nun war plötzlich die wichtigste Person, mein Vater, weg. Meine Mutter war am Boden zerstört. Sie stand unter Schock, als wäre sie psychisch erstarrt. Für meine Schwester Semiya und mich war deshalb sofort klar: Wir müssen jetzt für unsere Mutter da sein. Wir müssen Verantwortung übernehmen. Von diesem Tag an waren wir keine Kinder mehr. Da denkt man nicht mehr daran, draußen Fußball zu spielen. Da muss man überlegen, wie das Leben weitergehen soll. Denn dieses Leben bestand plötzlich aus lauter offenen Fragen.

Die Frage, die über allem stand, war: Wer? Wer hatte das meinem Vater angetan? Doch niemand hatte eine Idee, wer die Täter gewesen sein könnten. Mein Vater war ein sehr beliebter Mensch. Jeder mochte ihn.

Dann kam die Polizei und fing mit ihren Verhören an. Als Erstes wurde meine Mama verdächtigt, dann mein Onkel. Das tat so weh – gerade diejenigen, die meinem Vater am nächsten gestanden hatten, wurden nun wie Täter behandelt. Irgendwann behaupteten die Polizisten: »Dein Vater hatte eine zweite Frau. Wir haben dafür Beweise.« Sie logen meine Mutter offen an, um sie aus der Reserve zu locken. Sie sollte gestehen, dass sie meinen Vater aus Eifersucht getötet hat. Solche Tricks haben die benutzt! Meine Mutter wusste natürlich, dass das mit der anderen Frau gelogen war. Sie kannte ja meinen Vater.

Als all die Verdächtigungen gegen unsere Familie nicht weiterführten, hieß es dann: »Dein Vater ist in schlimme Sachen verwickelt.« Weil er jede Woche nach Holland gefah-

ren ist, um dort aus seinem Lager am Blumengroßmarkt frische Blumen zu holen, behauptete die Polizei nun, er sei ein Drogenschmuggler. Monate später kamen sie mit einer neuen Version. Mein Vater sei Teil einer Mafia-Organisation gewesen.

Immer wieder standen neue Gerüchte in der Zeitung. Und die Leute glauben ja, was in den Medien berichtet wird. Irgendwann zeigten sie mit Fingern auf mich: Hier, das ist der Sohn von dem Drogendealer. Dabei war mein Vater ein grundanständiger Mann. Er war stets ehrlich. Er war religiös. Er hat nie getrunken. Er war gegen alles, was schädlich sein könnte, wie etwa Drogen. Er war ein echtes Vorbild – für mich und für die Gemeinschaft. Ich habe nie an ihm gezweifelt.

Irgendwann passierte der zweite Mord an einem Türken, dann der dritte und vierte. Alle mit derselben Waffe. Spätestens da waren wir ganz sicher: Der Tod meines Papas konnte nur rechtsextreme Hintergründe haben. Doch die Polizei wollte das nicht wahrhaben. Stattdessen hat man uns angelegen und verdächtigt.

Wenn man das alles erlebt, fühlt man sich plötzlich als Mensch zweiter Klasse. Da fragt man sich: Was ist los in diesem Land? Ich bin in Deutschland geboren und aufgewachsen. Bis zum Tod meines Vaters habe ich selber nie Ausländerfeindlichkeit erlebt. Ich hatte viele deutsche Freunde. Erst nachdem das passiert war, begann ich zu spüren, dass ich in Deutschland nicht willkommen bin. So wie die Ermittler uns von Anfang an als »Ausländer« abgestempelt haben, haben sie mir das Gefühl gegeben: Du gehörst nicht hierher. Ich schaute plötzlich mit einer anderen Perspektive auf dieses Land. Je mehr Menschen getötet wurden, und je mehr die Polizei einseitig in Richtung des Umfelds der Opfer ermittelte, desto fremder fühlte ich mich.

Und jedes Mal, wenn wieder ein Türke ermordet wurde, trauerte ich mit. Wir konnten nachfühlen, was die Angehörigen erwartete. Wir wussten, welche schwere Zeit sie vor sich hatten. In türkischen Familien ist es ja meist noch so: Der Vater geht arbeiten, die Frau kümmert sich um die Familie. Aber wenn der Vater tot ist, wer bringt dann das Geld nach Hause? Mit jedem Mord habe ich die Sorgen und die Trauer der Familien noch einmal mitgeföhlt. Immer mit der quälenden Frage: Warum?

Heute weiß ich, dass die Familie der in Heilbronn erschossenen Polizistin und ihr schwer verwundeter Kollege Ähnliches durchgemacht haben wie wir und dass auch sie immer noch leiden. Auch sie gehören zu den Opfern dieser Rechtsextremen. Die NSU-Leute haben ja nicht nur Ausländern geschadet, sondern auch Deutschen – eigentlich dem ganzen Land.

Wie ich das damals alles verkraftet habe? Wichtig war, dass die Familie uns in dieser Zeit sehr unterstützt hat. Sie hat uns Halt gegeben gegen alle Vorurteile von außen. Und dann war da das Vermächtnis, das mein Vater meiner Schwester und mir mitgegeben hatte. Mein Papa hat immer sehr viel Wert darauf gelegt, dass wir gut erzogen und aufrechte Menschen werden. Dieses Vermächtnis war so stark, dass wir als seine Kinder trotz all der Trauer und der schrecklichen Dinge unseren Weg gefunden haben.

Ich habe den Realschulabschluss im Internat gemacht, später mein Abitur nachgeholt und den Weg zum Studium geschafft. Mein Vater wollte immer, dass wir in der Schule erfolgreich sind und irgendwann studieren können. Diesen Wunsch wollte ich ihm nach seinem Tod erfüllen. Das hat mich angetrieben, für gute Noten zu arbeiten. Ich wusste, mein Vater würde stolz auf mich sein.

Im Lauf der Jahre haben wir als Familie unseren eigenen Rhythmus gefunden. Es blieb uns ja nichts anderes, als mit

dem Schicksal zu leben. Wir hatten gerade das Gefühl, dass die schlimmste Zeit vorbei wäre, da hörte ich im November 2011 im Radio die Worte: NSU, Ceska, Serienmorde. Ich bin sofort nach Hause gefahren und habe im Internet recherchiert. Nach elf Jahren fand ich da endlich eine Antwort auf all unsere Fragen: Warum? Weshalb? Wer? Das war eine Riesenerleichterung. Jetzt konnte ich sagen: Mein Vater wurde von den Neonazis erschossen. Mein Vater war kein Drogendealer. Er war kein Krimineller. Er war Opfer. Wenn ich das früher gesagt habe, hat mir keiner geglaubt. Jetzt war es Gewissheit.

Seitdem hat sich auch das Gefühl, in Deutschland ein Mensch zweiter Klasse zu sein, wieder gelegt. Nachdem die Mordserie aufgedeckt war, bin ich 2012 deutscher Staatsbürger geworden. Ganz bewusst. Ich habe mir gesagt: Nein, ich bin in Deutschland nicht fremd. Ich bin hier geboren. Ich bin hier aufgewachsen. Keiner darf mir sagen: »Haut ab!« Deutschland ist genauso mein Land. Ich bekenne mich zu diesem Land. Da gibt es kein Aber. Es ist mir scheißegal, was andere denken, die rechtsextremes Zeug im Kopf haben. Die sind in meinen Augen einfach krank. Sollen die ihre Meinung haben. Ich stehe dagegen. Ich gehöre hierher und keiner kriegt mich von hier weg.

Dass ich doppelter Staatsbürger bin, ändert daran nichts. Ich habe auch einen türkischen Pass, denn in der Türkei sind meine Wurzeln. Weil meine Familie und meine Kultur türkisch sind, bin ich Türke. Weil ich hier aufgewachsen bin und hier lebe, bin ich Deutscher. Wir sind halt Mischmasch. Ich bekenne mich genauso zu meiner deutschen Seite wie zu meiner türkischen. In Deutschland bin ich Deutscher, in der Türkei bin ich Türke.

Meine Schwester lebt mittlerweile überwiegend in der Türkei, meine Mama pendelt, weil sie ihre Mutter in der

Türkei betreut. Auch ich habe lange Zeit darüber nachgedacht, zurück in die Türkei zu ziehen. Vielleicht mache ich das eines Tages auch. Kann sein, dass ich in zehn, fünfzehn Jahren zu meiner Frau sage: Okay, gehen wir mal rüber. Wir können die Sprache, wir haben dort Verwandte und ein Haus. Wir hätten gute Bedingungen. Zumindest eine Zeit lang würde ich schon gern in der Türkei leben. Aber eher aus kulturellem Interesse. Das wäre keine Entscheidung gegen Deutschland. Das hätte auch nichts mit dem zu tun, was ich im Zusammenhang mit dem Tod meines Vaters erlebt habe. Im Gegenteil. Das Geschehene hat mich sogar mehr in Deutschland verwurzelt als früher. Denn ich bin der Meinung, gerade wir Opfer müssen dazu stehen: Deutschland ist unser Land.

Dass ich mich hier wieder heimisch fühle, dazu hat auch die Reaktion der Politik auf die Aufdeckung der rechten Mordhintergründe viel beigetragen. Die Bundeskanzlerin hat sich im Namen des ganzen Landes bei uns Familien entschuldigt. Das war eine sehr schöne Geste. Sie zeigte uns, dass wir hier zu Hause sind. Auch die Einladung vom Bundespräsidenten war ein wichtiges Zeichen. Ich habe mich von Frau Merkel und vom Bundespräsidenten sehr herzlich empfangen gefühlt. Das war ein tolles Erlebnis. Diese Gesten zeigen mir zugleich, dass dieses Deutschland nicht mehr das Deutschland ist, dessen schreckliche Geschichte wir kennen.

Trotz all dem meine ich, dass seitens der Politik noch sehr viel mehr getan werden müsste – nicht für uns Opfer, sondern für die Menschen in den Regionen, in denen die Neonazis stark sind. Es müsste soziale Aktivitäten geben, Angebote, damit Kinder und Jugendliche nicht in die rechte Szene abrutschen und dieses kranke Denken übernehmen. Daran muss der Staat arbeiten – mit Fachleuten, mit Pädagogen, mit Eltern.

Dass mein Vater erschossen wurde, weil Leute der Meinung waren, dass er nicht »reinrassig« war oder was weiß ich, das macht mir keine Angst. Was diese Leute denken, ist einfach krank. Aber dagegen muss angekämpft werden. Klar, in Deutschland haben wir Meinungsfreiheit, aber die Meinungsfreiheit sollte Grenzen haben. Niemand sollte sagen dürfen: Wer eine andere Herkunft hat oder einer anderen Religion angehört, muss sterben. So etwas wie die Nazizeit und der Zweite Weltkrieg dürfen nie wieder passieren. Mein Vater ist ermordet worden, das ist schlimm. Aber ich könnte es nicht ertragen, wenn noch weitere Menschen wegen des kranken Denkens einiger sterben oder leiden müssten. Mein Vater und die anderen neun Ermordeten sollen die letzten Opfer gewesen sein.

Mein größter Wunsch ist, irgendwann einmal mit der Sache abschließen zu können. Seit dem Jahr 2000 tragen wir nun schon das Geschehen als große Last mit uns herum. Vergessen kann ich das sicher nie, dafür ist die Sache zu tief in uns verankert. Aber irgendwann möchte ich mich davon befreien. Deshalb ist der Prozess in München so wichtig für mich, sehr wichtig. Das ist ja die einzige Hoffnung, die uns bleibt: dass die Leute, die damit zu tun hatten, ihre gerechte Strafe kriegen.

Ich bin bisher nur selten dort im Gerichtssaal gewesen. Ich will die Zschäpe und diese anderen Typen nicht sehen. Da wird mir schlecht. Ich verfolge lieber über meine Anwälte und über die Medien, was dort geschieht. Die Angeklagten dort persönlich zu sehen, ertrage ich einfach nicht. Diese Menschen haben so viele Familien zerstört, so viel Leid gebracht. Sie haben unschuldigen Menschen das Leben geraubt. In meinen Augen wäre es die einzig gerechte Strafe, wenn sie für das, was sie angerichtet haben, selber mit dem Leben büßen müssten. Ich weiß, in Deutschland gibt es keine Todesstrafe. Das akzeptiere ich. Aber es ist schwer aus-

zuhalten, dass die Zschäpe im Gefängnis mittlerweile besser lebt als vor ihrer Festnahme. Ich finde, das ist nicht gerecht. Wenn es nach mir ginge, dürften die Angeklagten zeitlebens nicht mehr aus dem Gefängnis rauskommen. Das wäre das Minimum! Ich wäre schon sehr wütend, wenn sie nicht die Höchststrafe bekämen – wütend auch auf Deutschland, weil ich finde, dass so etwas einfach nicht sein darf in meinem Land.

Mit dem Vorsitzenden Richter in dem Prozess bin ich zwar sehr zufrieden, der ist streng und macht seine Sache gut. Auch die Staatsanwälte und die Anwälte der Nebenklage machen einen tollen Job. Aber in das deutsche Rechtssystem habe ich kein Vertrauen. Insgesamt gesehen ist das Gerichtsverfahren doch ein Zirkus. Die fünf Angeklagten sagen keinen Ton. Sie nehmen sich das Recht zu schweigen, dabei sind sie die Einzigen, die genau wissen, was passiert ist. Jeder Mensch hat das Recht auf Verteidigung. Das respektiere ich. Aber so? Das Gericht muss den Angeklagten alles nachweisen und kann dabei nur das verwenden, was die Ermittler liefern. Ich glaube einfach nicht, dass man in diesem Fall die Wahrheit allein durch Zeugenaussagen herausbekommt. Es kann doch nicht sein, dass die Zschäpe einfach nur dasitzt, zuhört und schweigt. Mich regt es auf, dass Zschäpes Verteidiger ihr offenbar zu dieser Taktik geraten haben, als sie aussagen wollte. Tut mir leid. Das ist für mich keine Gerechtigkeit. Sie muss doch irgendwann reden! Ich wäre sogar einverstanden, dass man ihr ein paar Jahre Haft erließe, wenn sie endlich auspacken und helfen würde, auch alle Hintermänner zu fassen. Denn ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass die fünf, die da jetzt auf der Anklagebank sitzen, das alles alleine gemacht haben. Ich bin mir sicher, dass es noch viele weitere gibt, die mit der Sache zu tun haben. Ich glaube auch nicht, dass sich diese beiden Män-

ner, Mundlos und Böhnhardt, selber erschossen haben. Meiner Meinung nach ist da noch etwas im Hintergrund.

Ich fürchte deshalb, wir werden auch nach dem Prozess noch keine wirkliche Klarheit haben. Dazu gibt es noch viel zu viele offene Fragen. Das macht mich traurig. Manchmal denke ich, dass ich vielleicht damit leben muss, dass nicht alles zu hundert Prozent aufgeklärt wird. Und ich wappne mich innerlich für diesen Fall. Denn auch wenn mich das Urteil am Ende nicht zufriedenstellt, werde ich es akzeptieren müssen.

Vielleicht hilft mir auch dann meine Religion, mit dem Geschehenen klarzukommen. Ich bin Muslim. Die Verankerung im Glauben war mir in den letzten Jahren eine große Hilfe. Ohne meine Religion wäre ich nach allem, was passiert ist, in tiefen Hass versunken. Ich finde es deshalb sehr schade, dass viele Menschen in Deutschland den Islam nur mit Terrorismus verbinden. Mir hat er geholfen, nicht extrem zu werden, nicht zu sagen: Ihr habt meinen Vater getötet, also töte ich jetzt euch. Dank meiner Religion glaube ich, dass der Tod meines Vaters Vorsehung war. Ich bin auch überzeugt, dass es Allahs Wille war, dass er durch Nazis sterben musste. Ich glaube an das Schicksal. Das ist eine große Erleichterung für mich.

Trotzdem sehne ich mich danach, dass durch das Ende des Gerichtsprozesses eine große Last von mir abfällt. Ein Urteil wäre zumindest ein Abschluss. Ich könnte wieder freier nach vorne blicken. Denn im Grunde bin ich ganz optimistisch, was meine Zukunft angeht. Mein Studium geht in die letzte Phase, ich habe 2013 geheiratet und irgendwann, wenn meine Frau und ich einmal Kinder haben werden, habe ich einen großen Wunsch: Ich möchte meinen Kindern erzählen können, was mit ihrem Opa passiert ist. Ich würde dafür sorgen, dass sie trotz allem ohne Hass aufwachsen. Aber ich möchte ihnen die Wahrheit erzählen können – die ganze.